

Die *Jugend* schützen:

Zum kulturell definierten Verhältnis von



Uniformität, wie sie heute kaum noch denkbar ist: Jugend 1916.

Vorbemerkung

Bei den allgegenwärtigen Diskussionen über die Probleme in und mit der Jugend pflegen häufig zwei Parteien gegeneinander anzutreten: Die eine betrachtet die Jugendlichen als schutzbedürftige Wesen, die vor den schädigenden Einflüssen der „bösen“ Gesellschaft bewahrt werden müssen, und betont mit Anna Freud (1936, S. 125) „voll Respekt“ die „Weite und Uneingeschränktheit des jugendlichen Denkens, ... das Maß an Einfühlung und Verständnis, die scheinbare Überlegenheit und gelegentlich fast Weisheit in der Behandlung schwieriger Probleme“;

die den jugendlichen Menschen auszeichne. Sie fordert Schonräume und „psychosoziale Moratorien“ (Erikson 1966), damit Kinder und Jugendliche sich ungehindert entwickeln und reifen können.

Die andere, entgegengesetzte Auffassung sieht ihrerseits im ungezügelten Wesen der Kinder und Jugendlichen eine potentielle Gefährdung der älteren Generation, der öffentlichen Ordnung und der Gesellschaft schlechthin. Man fühlt sich durch steigende Jugendkriminalität, permissive Sexualmoral, jugendkulturelle Ausdrucksweisen, materielle Ansprüchlichkeit etc. bedroht und fordert, die Gesellschaft und die

Kindern, *Jugendlichen* und Erwachsenen

Hans-Jürgen Wirth

Kultur vor der ungezügelter Triebhaftigkeit der Jugend zu schützen durch mehr Konsequenz in der Erziehung, härtere Gesetze bis hin zur Zwangsunterbringung krimineller Kinder und Jugendlicher in geschlossenen Heimen – eine Forderung, die im letzten aktuellen Wahlkampf gerade wieder einmal fröhliche Urstände feierte.

Die eine Seite neigt zur Idealisierung von Jugend, während die andere Seite im Stil der Sündenbock-Suche ihre eigene „negative Identität“ auf die Jugend projiziert (vgl. Wirth 1989). Beide Haltungen werden der Realität von Jugendlichen nicht gerecht. Gleichwohl muß man sich darauf gefaßt machen, daß es bei Diskussionen über die Jugend zu einer Polarisierung zwischen diesen Positionen kommt. In dieser Dynamik spielt eine wichtige Rolle, daß die Erwachsenen – seien es nun Pädagogen, Sozialarbeiter, Jugendforscher, Politiker oder Medienfachleute – durch den Kontakt mit ihrem jugendlichen Klientel an ihre eigene Jugend erinnert und mit der Frage konfrontiert werden, wie sie selbst mit den Konflikten ihrer eigenen Adoleszenz fertig geworden sind, speziell, welchen Kompromiß sie zwischen Trieb- und Affektdynamik einerseits und der Anpassung an gesellschaftliche Normen andererseits gefunden haben. Insofern müssen wir uns als „Jugendschützer“ auch immer selbstkritisch fragen, ob wir nicht einer Projektion eigener kindlicher Schutzbedürfnisse auf die Jugend oder auch einer Idealisierung jugendlicher „Unschuld“ erliegen, wenn wir glauben, die Jugend vor dem „Bösen“ in Obhut nehmen zu müssen.

Ich werde im folgenden zunächst einige allgemeine Aspekte zur Psychodynamik der Adoleszenz unter psychoanalytischer Perspektive ausführen, dann einen Überblick geben über das

Bild von Jugend, wie es sich in einigen empirischen sozialwissenschaftlichen Studien der letzten Jahrzehnte darstellt und schließlich zu den besonderen Risiken der Adoleszenz Stellung nehmen.

Zur Psychodynamik der Adoleszenz

Dichter und Wissenschaftler, aber auch Jugendliche selbst haben immer wieder in bunten Farben die tiefgreifenden Veränderungen im seelischen und sozialen Leben ausgemalt, die mit der Pubertät und der Adoleszenz in Gang gesetzt werden. Mit der biologisch bedingten krisenhaften Veränderung seiner Persönlichkeit, der Ablösung von seinen Eltern und der in Aussicht stehenden Teilhabe an der Erwachsenenwelt geht für den Adoleszenten eine Verflüssigung seiner Persönlichkeitsstrukturen einher, die als eine „zweite Chance“ zur Individuation verstanden werden kann (vgl. Eissler 1966, Bloss 1973, Erdheim 1982, 1983, Wirth 1984, 1996).

Das labile adoleszente Ich erträgt keine Grautöne. Es will scharf unterscheiden zwischen gut und böse, schwarz und weiß, Liebe und Haß, Freund und Feind. Dies verleiht der adoleszenten Kritik an gesellschaftlichen Mißständen zwar oft eine hellsichtige, häufig aber auch einseitige und holzschnittartige Qualität (vgl. Leuzinger-Bohleber, Mahler 1993, S. 25). Zu dieser adoleszenten Radikalität des Denkens und Fühlens gehören typischerweise ausgeprägte Omnipotenzphantasien. Der Jugendliche wehrt sich mit ihrer Hilfe gegen schwere Minderwertigkeitsgefühle, die daher rühren, daß er die elterlichen Wertsysteme und sein bisheriges von den Eltern übernommenes Ich-Ideal hinterfragt und teilweise aufgibt, jedoch noch um eine eigene persönliche Welt- und Selbst-Interpretati-



Grenzerfahrung und
Generationenkonflikt...

on ringen muß. Er erlebt sich in dieser Phase des Übergangs als labil, geschwächt und unsicher. Hier helfen ihm die Größenphantasien, in denen sich der Adoleszente als der Größte, der Klügste und als Retter der Menschheit phantasiert. Für den adoleszenten Entwicklungsprozeß sind diese Tagträume wichtig, geben sie ihm doch den Elan und den Mut, alles Bisherige in Frage zu stellen. Wichtig ist, daß es zu einem spielerisch-kreativen Umgang mit solchen Omnipotenzphantasien kommt. So können sie als eine Art Probehandeln, in dem der Adoleszente neue Rollen und Identitäten ausprobiert, genutzt werden. Besteht wenig innerer oder äußerer Spielraum zum Entwickeln solcher Omnipotenzphantasien oder erfolgt eine zu schnelle Desillusionierung, so kommt es zu Enttäuschungsreaktionen und narzißtischer Wut.

Zu den zentralen entwicklungspsychologischen Aufgaben, die jeder Jugendliche in der Adoleszenz bewältigen muß, gehören:

1. Die Integration narzißtischer Vorstellungen von der eigenen Größe in ein realitätsgerechtes Selbstbild und die Integration in die soziale Gemeinschaft,
2. die Lösung der libidinösen Bindungen an die Eltern, der Umgang mit Sexualität und die Erprobung von Partnerschaften,
3. die psychische Integration aggressiver Impulse,
4. die Entwicklung einer eigenen Identität.

In der Adoleszenz besteht fraglos eine besondere Empfänglichkeit für die in den Medien angebotenen Produkte, insbesondere auch für diejenigen, die viele Jugendschützer als problematisch ansehen. Die Medien bieten zahllose Identifikationsangebote, und Phantasiewelten kommen den Bedürfnissen des Adoleszen-

ten nach Größenphantasien und der Idealisierung von Helden-Figuren entgegen. Die Identifikationsangebote der Medien können den Jugendlichen einerseits als Vorbilder, die seine Phantasie anregen, aber andererseits auch als Illusionen und als Angebot zur verkürzten Identitätsbildung dienen. Vor allzu medienkritischen Haltungen sei jedoch gewarnt: Kinder und Jugendliche sind durchaus in der Lage, die Fiktionalität der Medienwelt zu erkennen, und sie müssen lernen, ihre eigenen Omnipotenzphantasien ernst zu nehmen und sie zugleich zu relativieren.

Jugend im Spiegel sozialwissenschaftlicher Studien

Ich komme nun unter soziologischen Gesichtspunkten zu den gesellschaftlichen Bedingungen, die die Adoleszenz in der heutigen Gesellschaft strukturieren. Dabei beziehe ich mich ausschließlich auf die Verhältnisse in der Bundesrepublik.

Wie soziologische Untersuchungen zeigen, hat seit den 60er Jahren in der Bundesrepublik ein Wandel der Familienstrukturen stattgefunden: Es wird seltener und später geheiratet. Zugleich werden Ehen häufiger geschieden, inzwischen nahezu jede dritte Ehe, in Großstädten bereits jede zweite (vgl. Beck 1986, S. 163). Immer mehr Erwachsene leben als Singles, der Anteil alleinerziehender Eltern ist erheblich gewachsen. Außerdem sind die Familien kleiner als früher: Ein- und Zwei-Kind-Familien überwiegen bei weitem (vgl. Nave-Herz 1988, S. 73ff.).

Wenn man sich jedoch aufgrund dieser Entwicklungstendenzen die Vorstellung von einer sich langsam auflösenden „traditionellen Familie“ macht, wird man durch die Ergebnisse der Jugendforschung der 80er und 90er Jahre einigermaßen überrascht sein: Wie verschiedene repräsentative Studien zeigen, lebt der übergroße Teil der Jugendlichen auch heute noch in der elterlichen Familie. Die meisten Jugendlichen leben mit Vater und Mutter in einer Familie, wobei der Anteil der vollständigen „Ursprungsfamilien“ unerwartet hoch ist. „Die Familienverhältnisse der Jugendlichen sind ‚normaler‘ als gemeinhin angenommen wird: 90 % der heute 14–24jährigen haben bis zum 14. Lebensjahr immer mit beiden Eltern zusammengelebt“ (Utzmann-Krombholz 1994, S. 11).

Diese Ergebnisse sind zumindest eine Warnung davor, allzu kulturpessimistischen Einschätzungen über den Zerfall der Familie und den Verlust an familiärer Geborgenheit und der bis in die Primärbeziehungen hineinreichenden emotionalen Kälte vorschnell Glauben zu schenken. Ganz abgesehen davon dürfen Scheidung und Alleinerziehung nicht umstandslos mit dem Verlust an Geborgenheit und mit kindlichem Unglück gleichgesetzt werden (vgl. Steffens 1994, S. 489).

Gleichwohl hat seit den 60er Jahren ein tiefgehender Strukturwandel der Jugendphase stattgefunden, der sich durch folgende Stichpunkte charakterisieren lässt:

1. Verstärkte Übernahme von Erziehungsfunktionen durch außerfamiliäre Institutionen,
2. Wandel der familiären Machtballance zwischen Männern und Frauen,
3. Verlängerung der Ausbildungsphase verbunden mit der Anforderung zur Individualisierung,
4. Pluralisierung von Lebensstilen und Lebensentwürfen und
5. Destandardisierung und Biographisierung der Jugendphase.

Auf einige dieser Stichpunkte will ich jetzt genauer eingehen und jeweils einige Gedanken anschließen, die den Umgang mit den Medien betreffen.

Außerfamiliäre Sozialisation

Die Sozialisation der Jugendlichen wird mehr und mehr aus der unmittelbaren Lebenswelt der Familie, der Nachbarschaft, der Arbeit verlagert in eigens geschaffene Institutionen, Kindergärten, Schulen, Hochschulen usw. (vgl. Baethge 1988). Diese Entwicklung hat zwei Seiten: Einerseits wird die Autorität der Eltern geschwächt. Insbesondere das Orientierungswissen des Vaters wird durch die Konkurrenz der außerfamilialen Sozialisationsagenturen, insbesondere auch durch die Medien, entwertet und ersetzt.

Die andere Seite dieses Prozesses wird dabei leicht unterschlagen: Diese Entwicklung bewirkt nämlich auch, daß die Eltern von Erziehungsaufgaben und den damit verbundenen Disziplinierungsmaßnahmen entlastet werden. Die Eltern müssen sich nicht mehr als Stellver-

treter übergeordneter Kontrollinstanzen verstehen (vgl. Zinnecker 1985, S. 254). „Der Weg wird frei für partnerschaftlich orientierte Beziehungen zwischen Eltern und Kindern und den damit verbundenen liberaleren Umgangsformen“ (Neuhäuser 1993, S. 23).

Medien – insbesondere Fernsehen – schaffen gemeinsame Bezugspunkte. Der partnerschaftliche Umgang zwischen Eltern und Kindern, das Eindringen jugendspezifischer Werte und Ausdrucksformen in die Kultur der Erwachsenen läßt gemeinsame Bezugspunkte von jung und alt entstehen. Aktuelles Beispiel: Die Konzerte der Rolling Stones werden gemeinsam von 68er-Eltern und ihren Kindern besucht. Oder: Die *Harald Schmidt Show* ist für jung und alt interessant. Überhaupt ist das Fernsehen ein mächtiger kultureller Gleichmacher. Er schafft alters-, schicht-, milieu-, kultur- und gesellschaftsübergreifende kulturelle Standards und Bezugspunkte. Das hat sowohl positive als auch negative Aspekte.

Wandel familiärer Strukturen

Der Mann hat seine unbestrittene Position als Autoritäts- und Respektperson und auch als alleiniger Ernährer der Familie verloren. Die Frau hat eine bis dahin nie gekannte Selbständigkeit erreicht und gleichzeitig an innerfamiliärer Autorität gewonnen. Das Bildungsniveau der jungen Frauen ist enorm gestiegen. Seit Beginn der 50er Jahre hat sich die Zahl derer, die eine höhere Schulausbildung absolviert haben, bei den Jungen fast verdoppelt und bei den Mädchen fast verdreifacht (vgl. Beck 1986, S. 128). Die Bildungsexpansion war im wesentlichen auch



...Idol James Dean in *Denn sie wissen nicht, was sie tun*.



Der Actionheld als
Kompensation eigener
Ohnmachtsgefühle:
Arnold Schwarzenegger in
Eraser.

eine „Bildungsexpansion für die Frauen“ (ebd.). Ulrich Beck spricht sogar von einer „Feminisierung der Bildung“ (ebd.).

Von der Entwicklungspsychologie wurde in den letzten Jahren die Bedeutung des Vaters neu entdeckt. Schon in den ersten Lebensjahren besteht ein „Vater-Hunger“ (Mertens 1992 S. 149). Söhne unternehmen alles Mögliche, um sich der Aufmerksamkeit, Liebe und Anerkennung ihres Vaters zu versichern, ein Thema, das in dem Film *Denn sie wissen nicht, was sie tun* mit James Dean ausdrucksvoll dargestellt wird (vgl. Wirth 1984, S. 86).

Bleiben die Vatersehnsucht und das Identifizierungsbedürfnis ungestillt, weil der Vater real abwesend oder emotional nicht verfügbar ist, identifizieren sich Kinder und Jugendliche mit den Heldenfiguren, die ihnen die Medien anbieten. Ein emotional schwacher oder abwesender Vater verweist den Sohn an die Mutter zurück, von der sich der kleine Junge gerade abzulösen bemüht (vgl. Mertens 1992, S. 150). Um der symbiotischen Verstrickung mit der Mutter zu entfliehen, identifiziert sich der Junge mit den Supermann-Figuren, die für ihn Männlichkeit, Dominanz, Überlegenheit, Autonomie und aggressive Rivalität symbolisieren.

Gelingt es der Familie – aus welchen Gründen auch immer – nicht, emotionale Stabilität und Reifung des Jugendlichen zu gewährleisten, sucht sich der Jugendliche häufig im Medienkonsum sowohl Orientierung als auch emotionalen Halt und affektive Abfuhr für seine unbewältigten Konflikte. Familienserien können beispielsweise die Funktion haben, eine virtuelle Ersatzfamilie zu bilden, Gewalt-Filme können benutzt werden, um eigene Ohnmachtserfahrungen zu kompensieren und pornographische Filme können eine Möglichkeit sein, um sich von eigenen Sexualängsten, Scham- und sexuellen Minderwertigkeitsgefühlen zu entlasten.

Individualisierung und Verschulung der Jugendphase

Individualisierung ist nicht nur eine Freiheit, sondern stellt auch eine Anforderung an das Individuum dar. Individualität zu entwickeln ist ein durch die Gesellschaft erzwungener Anspruch an die einzelnen Gesellschaftsmitglieder. Die Individualisierungsprozesse lösen den einzelnen aus traditionellen Bindungen und Versorgungsbezügen heraus, konfrontieren ihn aber statt dessen mit den Zwängen gesellschaftlicher Institutionen, die er selbst nur wenig beeinflussen kann. Er ist vor allem mit den Anforderungen des Arbeitsmarktes, aber auch denen, die das Bildungssystem und die sozialpolitischen Versorgungssysteme an ihn stellen, konfrontiert. Der gesellschaftliche Status und der soziale Erfolg werden vom Individuum einzig und allein als Resultat der eigenen Leistung interpretiert. Damit wird Leistung zu einem entscheidenden Kriterium für die Identität und das Selbstwertgefühl (vgl. Engel/Hurrelmann 1990, S. 45ff.). Leistungskonflikte werden somit zu einer

Schwachstelle jugendlicher Identitätsbildung.

Hier sind insbesondere zwei Gefahren zu nennen:

1. Die Ausbildung einer rein leistungsbezogenen Pseudoidentität, bei der die emotionale und soziale Identitätsbildung auf der Strecke bleibt. Beispiel sind die psychosomatischen Störungsbilder der Magersucht und der Bulimie bei Mädchen und der sozial isolierte, kontaktgestörte, aber naturwissenschaftlich-technisch höchst versierte Computer-Freak bei Jungen.
2. Die verkürzte Identitätsbildung über die illusionäre Identifikation mit Heldengestalten aus den Medien.

Risiken der Adoleszenz

Wenn es tatsächlich so ist, daß der Individualisierung, daß der Bildung und Ausbildung eine ganz zentrale Bedeutung zukommt bei der Frage, welche Stellung ein Individuum in der Gesellschaft einnimmt, dann sind zum einen die Zugangsvoraussetzungen zu den Bildungsinstitutionen und zum anderen die tatsächlich erreichten Leistungserfolge in der gewählten Schulform entscheidende Kriterien sowohl für die Zuteilung von gesellschaftlichen Chancen als auch für das psychische Befinden, das Selbstwertgefühl usw. Ich will das beispielhaft an einem Problemkreis verdeutlichen, der für die Gesundheitswissenschaften relevant ist, aber mit Medienkonsum zunächst nichts gemein zu haben scheint. Bei genauerer Betrachtung werden sich jedoch einige interessante Übereinstimmungen finden lassen.

Es gehört zu den gesicherten Grundlagen der Gesundheitswissenschaften, daß Rauchen, Übergewicht, Bewegungsmangel und übermäßiger Alkoholgenuß als Verhaltensweisen einzuordnen sind, die das Risiko dramatisch erhöhen, an einer der sogenannten Zivilisationskrankheiten zu erkranken. Diese meist chronisch verlaufenden Krankheiten entwickeln sich über Jahre hinweg, werden häufig erst im Erwachsenenalter manifest, ihre Grundlagen werden aber bereits im Kindes- und Jugendalter durch gesundheitsriskante Verhaltens- und Lebensweisen ausgebildet und verfestigt. Insofern ist es interessant, wie Jugendliche mit solchen Risiken umgehen.

In einer Studie von Fend (1990) ist „der Zeitpunkt des Einstieges in den Nikotingenuß in hohem Maße vom Bildungsniveau abhängig:

Von den 13jährigen Hauptschülern rauchen ca. 15 % täglich 3 und mehr Zigaretten, von den Gymnasiasten nur 2,5 %. Mädchen beginnen zwar etwas später zu rauchen, sie überholen die Jungen aber ab dem 14. Lebensjahr“ (Fend 1990, S. 156). In die gleiche Richtung gehen auch die Ergebnisse bezüglich des Alkoholkonsums: Gymnasiasten trinken deutlich seltener regelmäßig Alkohol als Hauptschüler. Übrigens besteht in beiden Punkten eine Tendenz zur Angleichung der Geschlechter, während die Bildungsunterschiede über die Zeit immer deutlicher hervortreten. Eine Problemgruppe zeichnet sich ganz deutlich ab: Hauptschuljungen auf dem Lande. Sie sind im Alter von 15 Jahren zu 26 % regelmäßige Raucher und 23 % trinken täglich alkoholische Getränke (vgl. Fend 1990, S. 159).

Zieht man neben soziographischen auch noch psychosoziale Kriterien mit heran, wird das Bild noch differenzierter: Regelmäßiges Rauchen ist im Jugendalter vor allem mit einer „Distanzierung von schulischen Leistungsanforderungen, mit größerem Absentismus und größerer Distanz gegenüber den Lehrern“ verbunden (ebd., S. 163). Im Persönlichkeitsprofil zeichnen sich die jugendlichen Raucher vor allem durch geringere Leistungsorientierung und geringere Ich-Stärke aus. Die Beziehung zu den Eltern wird als problematischer geschildert als bei den nicht-rauchenden Altersgenossen.

„Mehrere Indikatoren verweisen darauf, daß Raucher einen anderen Weg der eigenen Selbststabilisierung als den über die Bewährung im schulischen Erfolgssystem und im Rahmen der familiären Situation suchen. Sie sind stärker an der Altersgruppe orientiert, ihre soziale Geltung und ihre Beliebtheit ist ihnen wichtiger“, und sie beteiligen sich häufiger an Aktivitäten, die ihnen Ansehen verschaffen sollen (ebd., S. 175). Jugendlisches Risikoverhalten kann insofern als „Versuch interpretiert werden, angesichts versperrter Erfolgswege andere Formen der symbolischen Selbsterhöhung“ und Selbstbestätigung zu suchen (ebd., S. 176).

Das ganze Problem ist allerdings noch komplexer als bislang dargestellt. Die Gruppe der Raucher ist nämlich nicht homogen. „Sie setzt sich einmal aus Heranwachsenden mit einem ausgeprägten Kompensationsbedürfnis für ihre persönlichen Probleme“ zusammen und zum an-

Literatur:**Baethge, M. u. a.:**

Jugend: Arbeit und Identität. Lebensperspektiven und Interessenorientierungen von Jugendlichen. Opladen 1988.

Beck, U.:

Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt 1986.

Blos, P.:

Adoleszenz. Eine psychoanalytische Interpretation. Stuttgart 1973.

Brähler, E., Wirth, H.-J.:

Abwendung von sozialen Orientierungen: Auf dem Weg in einen modernisierten Sozialdarwinismus?

In: Heitmeyer, W., Jacobi, J. (Hg.): *Politische Sozialisation und Individualisierung. Perspektiven und Chancen politischer Bildung.* Weinheim 1991, S. 77–98.

Brähler, E., Wirth, H.-J. (Hg.):

Entsolidarisierung. Die Westdeutschen am Vorabend der Wende und danach. Opladen 1995.

Eissler, K. R.:

Bemerkungen zur Technik der psychoanalytischen Behandlung Pubertierender nebst einigen Überlegungen zum Problem der Perversion. In: *Psyche* 20, 1966, S. 837–872.

Engel, U., Hurrelmann, K.:

Psychosoziale Belastung im Jugendalter. Empirische Befunde zum Einfluß von Familie, Schule und Gleichaltrigengruppe. New York 1989.

Erdheim, M.:

Die gesellschaftliche Produktion von Unbewußtheit. Eine Einführung in den ethnopsychanalytischen Prozeß. Frankfurt 1982.

Erdheim, M.:

Adoleszenz zwischen Familie und Kultur. Ethnopsychanalytische Überlegungen zur Funktion der Jugend in der Kultur. In: *psychosozial* 17, 1983, S. 104–116.

Erikson, E. H.:

Identität und Lebenszyklus. 3 Aufsätze. Frankfurt 1966.

Fend, H.:

Vom Kind zum Jugendlichen. Der Übergang und seine Risiken. Entwicklungspsychologie der Adoleszenz in der Moderne. Band I. Bern 1990.

Freud, A.:

Das Ich und die Abwehrmechanismen. München 1936.

Freud, S.:

Das Unheimliche. In: *GW XII*, 1919, S. 227–268.



deren aus intellektuellen Jugendlichen, die das Bedürfnis haben, sich demonstrativ von der offiziellen Kultur zu distanzieren (ebd., S. 165). Dies zeigt sich unter anderem daran, daß Schüler, die sich an schulischen Mitbestimmungsmöglichkeiten beteiligen, häufiger rauchen. Diese Jugendlichen verbinden mit dem Rauchen eine „Distanzierungssymbolik von einer kritisierten ‚offiziellen Kultur‘“ (ebd., S. 165f.). Trotz gleichen manifesten Verhaltens zeigt sich bei der einen Gruppe mehr das Risiko, bei der anderen Gruppe von Jugendlichen mehr der Möglichkeitsraum der Adoleszenz.

Der Adoleszente sucht das Risiko, die Grenzerfahrung, das Abenteuer. Er will auch die Negativ-Erfahrung durchleben, um zu wissen, wie sie sich anfühlt. Der Adoleszente empfindet eine Lust am Risiko. Diese Risikolust ist sozusagen adoleszenztypisch, d. h., sie ist im Prinzip nicht davon abhängig, ob der Jugendliche ein gutes oder ein schlechtes Familienleben erfahren hat. Es kann sogar so sein, daß ein besonders gutes und harmonisches Familienklima beim Jugendlichen zu einer besonders krassen Risikosuche und Abenteuerlust führt, sozusagen als Kontrastprogramm und zur Abgrenzung vom Zuhause.

Was ich hier beispielhaft für das Rauchen und Trinken ausgeführt habe, gilt in ähnlicher Form auch für andere Formen des Risikoverhaltens, z. B. für Drogengebrauch, Motorradfahren, riskante Sportarten, Trampen, Teilnahme an Demos und andere Formen der Risikosuche. In diesem Zusammenhang ist noch erwähnenswert, daß in der Altersgruppe der 15–20jähri-

gen Suizide und Unfälle mit tödlichem Ausgang überproportional häufig vorkommen. Unfälle sind sogar die häufigste Todesursache im Kindes- und Jugendalter, wobei bei den 15–25jährigen die große Geschlechtsdifferenz auffällt: Männliche Jugendliche sterben sehr viel häufiger infolge von Unfällen als weibliche. Hier liegt wahrscheinlich die größere Risikobereitschaft, ein absichtsvolles Unterschätzen von realen Gefahren, das typisch für die traditionelle Männlichkeitsideologie ist, zugrunde. Gerade männliche Jugendliche, die sich ihrer Männlichkeit sehr unsicher sind, können dazu neigen, die traditionelle Männlichkeitsideologie in übersteigerter Form zu zelebrieren. Auch die hohe Jugendkriminalität unter jungen Männern ist unter diesem Aspekt zu sehen.

Die mediale Konfrontation mit Gewalt, Pornographie und Horror ist ebenfalls als eine Risikosuche zu verstehen. Der Jugendliche sucht auch die mediale Grenzerfahrung, um zu erleben, wie er mit diesen Phänomenen zurechtkommt, wie er sie aushält, und sei es auch nur, um sich darüber lustig zu machen und sich davon zu distanzieren.

Psychoanalytisch gesehen konfrontieren uns Horrorfilme mit dem Urbild des Unbewußten, mit der „dunklen Seite“ der menschlichen Seele. Wie Freud (1919) in seiner Arbeit über *Das Unheimliche* dargelegt hat, wirkt der Horror deshalb so unheimlich, weil in ihm Verdrängtes oder überwunden geglaubtes Bekanntes wiederkehrt.



Bei einer spontanen Gruppendiskussion mit meinen beiden 17- und 19jährigen Söhnen und einigen ihrer Freunde ergab sich kürzlich folgendes Bild: Man schaut sich Horrorfilme meistens gemeinsam an, auch weil man sie dann besser verkraften kann. Als besonders angstausslösende Filme, die auch zu Alpträumen führten, wurde Michael Jacksons Video *Thriller* erinnert, in dem sich dieser in einen Wolf verwandelt. Der heute 20jährige Jugendliche hatte diesen Film gesehen, als er ca. 10 Jahre alt war, konnte sich aber noch lebhaft an seine Angstgefühle erinnern.

Mein Sohn warf mir in diesem Zusammenhang vor, ich sei unglaublich, wenn ich auf der einen Seite die Jugend vor Horror-Filmen schützen wollte, indem ich entsprechende Fernsehfilme verbieten wolle, aber andererseits ihm in seiner Kindheit Alpträume bereitet habe, indem ich ihm das Buch *Wo die wilden Kerle wohnen* von Maurice Sendak vorgelesen und ein Poster in seinem Kinderzimmer aufgehängt habe. Er habe sich als Kind vor dem Einschlafen immer vor diesen wilden Kerlen gefürchtet.

Diese Beispiele demonstrieren, wie schwierig Jugendmedienschutz ist. Die Konfrontation mit angstausslösenden Themen, mit Gewalt, Horror und Pornographie sind Teil des psychischen Entwicklungsprozesses in Kindheit, Jugend und Erwachsenenalter. Welche Darstellungen von Gewalt, Horror und Sexualität sich auf die psychische Entwicklung von Kindern und Jugendlichen schädigend auswirken, hängt wesentlich von der psychischen „Reife“ des einzelnen Jugendlichen ab und davon, in welcher so-

Angstsymbole sind relativ:
Wo die wilden Kerle wohnen
von Maurice Sendak.
Abdruck mit freundlicher
Genehmigung des Diogenes
Verlag AG: Zürich 1967 ©.

zialen Situation er sich generell und auch akut, d. h. während des Konsums befindet. Wie ein Medienprodukt erlebt wird, ist auch vom kulturellen Umfeld abhängig. Insofern ist es nicht verwunderlich, daß die Klassifikation von Kinofilmen in den europäischen Ländern z. T. erheblich variiert. Schließlich gilt es noch daran zu erinnern, daß Gewalt, Horror und Pornographie notwendiger Bestandteil sowohl unserer gesellschaftlichen als auch unserer inneren psychischen Realität sind. Nur wenn wir sie gegenständlichen, ausdrücken und in Szene setzen in Form von Märchen, Geschichten, Filmen, Bildern, Skulpturen, Kunstwerken usw., können wir diese Impulse bearbeiten, psychisch und auch sozial integrieren. Insofern hängt es letztlich vom Niveau der Bearbeitung, der Dramaturgie – psychoanalytisch gesprochen, vom Grad der Sublimierung – ab, wie ein konkretes Medienprodukt zu beurteilen ist.

Hans-Jürgen Wirth, Psychologe und Soziologe,
war viele Jahre im sozialpädagogischen Bereich tätig.

Er arbeitet heute als Psychoanalytiker und
Familientherapeut in Gießen.

**Leuzinger-Bohleber, M.,
Mahler, E. (Hg.):**

Phantasie und Realität in der Spätadoleszenz. Gesellschaftliche Veränderungen und Entwicklungsprozesse bei Studierenden. Opladen 1993.

Mertens, W.:
Entwicklung der Psychosexualität und der Geschlechtsidentität. Band II. Stuttgart 1994.

Nave-Herz, R.:
Kontinuität und Wandel in der Bedeutung, in der Struktur und Stabilität von Ehe und Familie in der Bundesrepublik Deutschland. In: R. Nave-Herz (Hg.): *Wandel und Kontinuität der Familie in der Bundesrepublik Deutschland.* Stuttgart 1988, S. 61–94.

Neuhäuser, H.:
Autorität und Partnerschaft. Wie Kinder ihre Eltern sehen. Weinheim 1993.

Steffens, G.:
Krise der Jugend? Krise der Erziehung? Kreis der Gesellschaft? Eine pädagogische Spurensuche. In: *Neue Sammlung*, 43. Jhg. 1994, Heft III, S. 487–498.

Utzmann-Kromholz, H.:
Rechtsextremismus und Gewalt. Affinitäten und Resistenzen von Mädchen und jungen Frauen. Studie im Auftrag des Ministeriums für die Gleichstellung von Mann und Frau des Landes Nordrhein-Westfalen 1994.

Wirth, H.-J.:
Die Schärfung der Sinne. Jugendprotest als persönliche und kulturelle Chance. Frankfurt 1984.

Wirth, H.-J.:
Die Adoleszenz als Chance für Individuum, Familie und Kultur.
In: *psychosozial* 24/25, 8. Jhg. 1985, S. 96 – 117.

Wirth, H.-J.:
„Voll auf Haß“. Zur Psychoanalyse des Ressentiments am Beispiel der Skinheads.
In: *psychosozial* 40, 12. Jhg. 1989, S. 80–92.

Wirth, H.-J.:
Adoleszenz als Chance und Risiko. In: *psychosozial* 64, 19. Jhg. 1996, S. 9–28.

Zinnecker, J.:
Kindheit, Erziehung, Familie. In: *Jugendwerk der Deutschen Schell* (Hg.): *Jugendliche und Erwachsene '85*, Bd. 3. Opladen 1985, S. 97–292.